
n e t z T E X T E

von

Schreiber

versalia.de

Inhalt

Das Unvereinbare	1
Garstige Nostalgie	2
Thesen / Torso	3
Massenhaft Individuen	4
Durchsenkung	5
Wessen Gedanken	6
In Erwartung	8
Die Sterbereportage	9
Das Indianerm�dchen	12
Morgens im Café	14

Das Unvereinbare

DAS UNVEREINBARE

wenn es auftaucht ist das reale
potent wird laut
für wenige drängt auseinander
über den sphären verschwindet großartig
alles vereinzelte

wer trägt das gold zurück
in die flüsse ließe wieder auferstehen
die rinder von den bitten
aus den münden der gourmets
eingehüllt in seide
die suppenkräuter

in die tage hineinschlummernd entnervt
von der Äde
zuckender traumbildnisse
wenn all die tode
vor lächerlichkeit ihre schuld
verlieren vor den nachrichten
fliehen die vorgemerkten

wären wir gehorsam geworden hätten
die regeln der liebe ergriffen alles geheime
fürderlich akzeptiert alles
wäre für uns passiert
die gesetze wären unblutig verkümmert
keiner hätte mehr lassen müssen
die alltäglichen nachte
verlieren
ihr metaphysisches
gift

Garstige Nostalgie

GARSTIGE NOSTALGIE

wir wollen unsere k pf
ankoppeln an wasserh hne
und hektoliterweise durchspülen
vielleicht können wir uns
reinigen von den subversiven
effekten unserer vergangenheit
all die erinnerungen fordern
und plagen und suchen
verbindung zu kampf oder ruhe
zu ideologiefreier glückseligkeit
oder könnte uns das wasser
aus unseren leitungen nicht
mehr erfrischen wären wir
unrettbar ausgeliefert dem schmutz
der verzweiflung den falschen
farben h mischer anw rfe
wir sind wohl schon beleidigt
durch unsere eigene naivit t
in den köpfen steckt schwindel
von hoffnungen die zu parolen
gerannen und bereits resistent
wurden gegen tränen

Thesen / Torso

THESEN / TORSO

sie haben sich ihre seelen
tätowieren lassen
und glauben robust an
die verlierer

die kommentare werden
stetig witziger
niemandem geht zunächst
die munition aus

die qualen siechen fast
schon dahin
es steckt in den taten
ein verwählen

billigen werden wir nie
unseren ersatz
der ewigkeit fehlt leider
die zuwachsrate

vorsichtsmaßnahmen bleiben
unentwegt vage
schicksal verebbt beleidigt
und lautmalerisch

Massenhaft Individuen

MASSENHAFT INDIVIDUEN

ganz schÄn brutal
gingen sie mit ihm um
sie hatten ihn von anfang
an demonstrativ verkannt
stÄrten sich nicht an
seinen vernagelten sehnsÄchten
wie jammervoll sank er
unter alle meeresspiegel
ja ertrinken wÄre ein
medienwirksamer tod gewesen
aber woher das ganze
wasser nehmen -
wenn sich hoffnungen mit hÄnden
greifen lieÄen wie frauen
genauso verklemmt lasziv
im schonwaschgang emanzipiert
wie soll man einen blinden
und stummen verstehen
schweigen durch eingerannte tÄren
und vollgefressen eifrig
wenn sich menschen gegenseitig verbieten
dann mischen wir erkenntnis mit beton

Durchsenkung

DURCHSENKUNG

ich bin im
tiefsten ozean versunken
aber

ich weiß es
aber

der ozean weiß es
er drückt und überflutet
aber

er kann nicht anders und
ich atme nicht mehr ich
assimiliere passe
mich
in den aggregatzustand

existiere
als organismus durch
den der gesamte ozean
hindurch muß

Wessen Gedanken

WESSEN GEDANKEN

gedanken sind ein herber luxus wir sind versessen darauf sie Ã¼berzubewerten zur nahrungsaufnahme und zur ausscheidung wÃ¼ren sie rein organisch betrachtet tatsÃ¤chlich verzichtbar aber wir fÃ¼llen regale und schublÃ¤den oder behÃ¤ngen wÃ¤nde mit ihnen manchmal sind gedanken in der tat sogar dekorativ als gegenstÃ¤nde nehmen sie allerdings zuviel platz weg und sind der verrottung ausgesetzt die Ã¼berfÃ¼hrung von gedanken in materie war wohl des menschen verfehlteste erfindung wer seine gedanken kennt versucht sie zu klassifizieren damit verflÃ¼chtigt sich ihre eigentliche qualitÃ¤t kein gedanke ist von sich aus isoliert schlau oder dÃ¼mmlich er wird es nur regelmÃ¤Ãigerweise in einem aufgezwungenen verwendungszusammenhang abstraktion ist eine schutzvorrichtung konkretwerden ist bestrafung fÃ¼r schlichte und oberflÃ¤chliche gemÃ¼ter den meisten menschen sieht man die mÃ¼hseligkeit ihrer gedanken an sie haben mindestens genauso viele falten wie hirnwindungen was mich anbetrifft ich wÃ¼nsche den gedanken wirklich eine hirnfreie existenz sagen sie mir wie sie das meinen ich kann es ihnen nicht so sagen wie ich es meine ich bin kein genie ich habe vielleicht im vergleich zu ihnen ein bescheideneres gehirn sie Ã¼berfordern mich womÃ¶glich aber es ist doch nur meine neugier nicht etwa ein anspruch haben sie denn gar kein vertrauen den gedanken und wÃ¼nschen anderer gegenÃ¼ber nun sie wollen mich womÃ¶glich beschÃ¤men und die frage mÃ¼Ãte dann lauten zu wessen gunsten sie mich beschÃ¤men wollen ich muÃ mich schÃ¤tzen wenn ich es mir recht Ã¼berlege habe ich gar nicht so viele gedanken bei mir und die wenigen gedanken die ich mir mache behalte ich dementsprechend ganz gerne fÃ¼r mich entschuldigen sie meine verwirrung ich frage mich sowieso was sie mit meinen gedanken anfangen mÃ¶chten sie mÃ¼Ãten ihnen eigentlich fremd sein und wenn sie sich meine gedanken aneignen sind es dann noch meine oder was machen sie daraus verstehen sie mich richtig ich mÃ¶chte nÃ¤mlich keineswegs das risiko eingehen plÃ¶tzlich vÃ¶llig gedankenlos dazustehen oder mit den falschen gedanken die ich mir nicht ausgesucht habe stellen sie sich nur einmal vor angenommen alles was ich ihnen sage wÃ¼rde mein hirn fliehen und sie wÃ¼rden es besitzen womÃ¶glich wÃ¼rde es umgekehrt genauso funktionieren und ich wÃ¼rde mit ihren gedanken Ã¼berfrachtet welches durcheinander entstÃ¼nde dann in unser beider kÃ¶pfe und wenn sich das alles zwischen mehreren menschen abspielt dann wissen wir nicht einmal mehr wer wir sind oder gewesen sind und schlimmer noch vielleicht interessiert es uns auch gar nicht mehr das Ã¼bertreiben sie womÃ¶glich leiden sie an einer art hirnhobie haben sie denn etwas zu verheimlichen kÃ¶nnten wir denn unsere gedanken nicht miteinander teilen weswegen sind sie eigentlich dermaÃen zurÃ¼ckweisend ihr bedÃ¼rfnis nach distanz schmerzt geradezu jetzt erlauben sie weswegen sind sie so aufdringlich kÃ¶nnen sie nicht akzeptieren daÃ ich etwas besonderes bin sie werden mich nicht in ihren bann ziehen ersparen sie mir also gefÃ¶lligst ihre raffinessen hÃ¶ren sie seien sie ruhig wir sollten irgendwo hingehen wo uns niemand kennt da kÃ¶nnten wir zwanglos mit den anderen leuten reden und dann wÃ¼rden sie merken wie ungefÃ¶hrlich das ist und wie interessant andererseits was fÃ¼r ein perfides interesse haben sie eigentlich an mir und an den gedanken anderer leute haben sie selbst nicht genÃ¼gend gedanken sind sie mit ihren gedanken nicht zufrieden oder einverstanden sie wollen sich also die gedanken anderer zunutze machen um ihr eigenes defizit auszugleichen ja um womÃ¶glich ihr vakuum aufzufÃ¼llen nun werden sie nicht absurd mein vakuum auffÃ¼llen was fÃ¼r eine art vakuum soll ich denn haben wissen sie Ã¼berhaupt was ein vakuum ist sie mit ihren wenigen lÃ¤cherlichen gedanken sie kÃ¶nnen sich die vollkommenheit eines vakuums doch gar nicht vorstellen die wahrhaftige leere von allem das ist etwas so grandioses das ist das grandioseste was existieren kann das vakuum ist die vorwegnahme des nichts sie begreifen offensichtlich nur das banale weswegen mÃ¼ssen sie jetzt unhÃ¶flich werden ich versuche mich nur zu erwehren aber sie attackieren mich mein mitteilungsbedÃ¼rfnis hat sendepause aber ich werde doch wirklich nicht unhÃ¶flich ich betrachte die dinge nur unter einem philosophischen aspekt und ich vermute eben daÃ ihre gedanken zu banal sind um sie mir mitzuteilen seien sie ehrlich meinen sie nicht auch daÃ das was

sie mir bisher gesagt haben auch ganz selbstverständlich und banal ist und ich habe eigentlich keine lust mich über banalitäten zu unterhalten ich möchte sie freilich dazu ermuntern ihr niveau zu trainieren versuchen sie jetzt nicht mir irgendwie intellektuell zu kommen ich durchschaue alle diese strategien aber ich bin indisponiert verstehen sie ich versuchte ihnen nur zu verdeutlichen wie sehr ich mir das vakuum als prinzip wünsche leider sind wir alle zu unvollkommen um wenigstens völlig leer zu sein sie denken vielleicht nur an ein leeres Bierglas ich aber denke an einen kosmos angefüllt mit nichts das ist das faszinierende an der existenz daß sie sich selbst negieren kann also für mich ist ein leeres Bierglas ärgerlicher als ein mit nichts angefüllter kosmos das leere Bierglas bringt mich nämlich in entscheidungszwänge soll ich es spielen oder wieder füllen wo aber ist denn der lustgewinn in einem mit nichts gefüllten kosmos

es gibt Gesprächspartner die glauben einander einfach nicht was sie sagen ist es der mangelnde respekt voreinander ist es die überbewertung der eigenen gedanken oder ist es tatsächlich nur die lustlosigkeit oder das mangelnde niveau wie können wir uns versöhnen sollen wir spekulieren ich gebe meine gedanken zum abschuß frei aber sie treffen ja sowieso nicht wäre das der kompromiß in der menschlichen kommunikation sich einander ausliefern mit dem vollen risiko einander nicht verstehen zu können der austausch von gedanken als selbstzweck oder folter ich möchte meine eigenen gedanken behalten und denken warum lassen sie mich nicht in ruhe haben sie mit sich selbst nicht genug zu tun müssen sie mich auch noch belästigen beschäftigen sie sich doch einmal mit sich selbst sie brauchen doch meine gedanken gar nicht ich bin mir als stichwortgeber für andere zu schade gehen sie mit sich und ihren gedanken in klausur kommen sie selbst auf befriedigende gedanken ehe sie versuchen fremde hirne anzuzapfen sie belästigen mich sie sind aufdringlich leider gibt es dagegen kein gesetz jetzt werden sie aber energisch das hätte ich nicht gedacht daß sie das können wenn sie mir ihre gedanken rechtzeitig mitgeteilt hätten hätte ich sie nicht fehleinschätzen können oder lieben sie es mißverstanden zu werden brauchen sie das womöglich ich stehe zur verfügung es gibt wohl kaum jemanden der so überzeugt wie ich andere mißverstehen kann

In Erwartung

In Erwartung

Auf den Straßen herrschte das übliche Chaos. In den Amtsstuben machte sich die ganz normale Ratlosigkeit breit. Man hatte sich eigentlich gewissenhaft vorbereitet. Vorräte eingekauft und gut trainiert. Jede Familie war auf alles gefaßt. Die Polizei rechnete mit dem Schlimmsten. Sogar die Armee war in Alarmbereitschaft versetzt worden. Der Regierungspräsident hatte extra seinen Urlaub unterbrochen. Die Kinder hatten eine Woche schulfrei bekommen. Die Katastropheneinsatzpläne waren noch einmal in aller Ausführlichkeit in den Zeitungen abgedruckt und im Fernsehen besprochen worden. Auch die Plakatwände zierte kein anderes Thema mehr. Zigarettenwerbung war out, Katastropheneinstimmung war in. Die Gesichtsausdrücke der Leute hatten die erforderliche Anspannung. Man schüttelte öfter den Kopf, machte mit den Unterarmen öffnende und schließende Bewegungen. Verkniff die Lippen und verzog die Augenbrauen. Kaum einer getraute sich noch, sich ernsthaft zu betrinken. Denn jeden Moment konnte es passieren, konnte es losgehen.

Man hatte ja bisher schon so viel darüber gehört und gelesen. An allen Stammtischen gab es seit Wochen kein anderes Thema mehr. An den Bushaltestellen, in den Wartezimmern, in der Sauna und auf den Friedhöfen sprach man über nichts anderes mehr. Alle Nachrichtensendungen waren darauf eingestellt: es gab Vorberichte, Prognosen und Expertengespräche auf allen Kanälen mit mehr oder weniger seriösen Zielvorgaben. Sogar ein Institut für kultivierten Exitus wurde gegründet und aus Steuermitteln finanziert. Beteiligung war das entscheidende Stichwort, war die Parole, war das Feeling. Die Bevölkerung war diszipliniert auf das zu Erwartende eingestimmt, man plante nichts Langfristiges mehr; man hörte manchmal sogar schon ernsthafte Gespräche über die Zeit danach - falls es so etwas überhaupt noch geben würde. Eine Zeit danach, welche wagemutige Kategorie. Für viele war derartiges ohnehin nicht mehr realistisch, stisch vorstellbar. Wie sollte das denn auch gehen. Das bevorstehende Ereignis würde alles unbarmherzig verändern, daß es auch kein Vorher mehr gegeben zu haben schien. Erinnerungen waren seit langem eigentlich nicht mehr erwünscht. Mit Rührseligkeiten konnte man das Kommende auch nicht mehr aufhalten. Sonderkommandos marschierten regelmäßig auf. Die Bevölkerung war voll auf der offiziellen Linie. In den Stadtzentren ebenso wie in den Vororten war man auf alles gefaßt. Nur dunkel konnte man sich noch an das letzte Mal erinnern. Eigentlich nur noch aus den Erzählungen der Großeltern. Irgendwie war der Greuel für zu lange Zeit schon in weite Ferne gerückt. Man wollte es jetzt auch endlich selbst erleben. Die Praxis zählte auch in diesem Fall mehr als die Theorie. Zwar waren die Aussichten gering, daß man das Bevorstehende überleben würde, aber das Risiko war alles wert. Wer es überlebte, der konnte etwas erzählen. Der konnte dann erzählen, wie es diesmal gewesen war. Aber das Monster kam nicht. Es hatte sich abgesetzt. Was sollten die Leute jetzt mit ihrer Katastrophenstimmung anfangen.

Die Sterbereportage

DIE STERBEREPORTAGE

"Man muß den Mut zu seinem privaten Irrsinn haben,
seinen Tod zu besitzen und zu vollstrecken."

(Carl Einstein, Bebuquin)

Die Segnungen des privatrechtlichen Fernsehens können wir nur in der Weise würdigen und verstehen, daß eben die Grenzen vom Diesseitigen zum Jenseitigen ebenso unverhohlen wie unauffällig überschritten und damit aufgehoben werden. Man könnte der Einfachheit halber irdische Besserwisser nachplappern und behaupten, es gebe eben keine Tabus mehr. Es scheint mir vielmehr so zu sein, daß der Mensch sich nicht nur in zunehmendem Maße selbst etabliert, sondern auch negiert. In diesem Phänomen bilden sich philosophisch-wirtschaftliche Interessen-Verflechtungen bis zur Nutzenanalyse metaphysischer Ergriffenheit.

Ich kenne ein Land, in dem die Telekommunikation ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hat: jedenfalls wird hier das letztmögliche menschliche Thema aufgegriffen und mit spektakulärer Unschuld in die Wohnstuben ausgestrahlt. Als vor kurzem bei guten Bekannten ein älteres Familienmitglied zum intensiven Pflegefall erklärt wurde, stand ein Herr vom Fernsehen vor der Haustür, noch ehe sich die Familie traditionsgemäß auf einen potentiell-baldigen Trauerfall einzugewöhnen begonnen hatte. Dieser Herr vom Fernsehen erklärte, daß sich televisionäre Authentizität überhaupt nur noch steigern lasse durch den Verkauf des Todes der Bürger dieses Landes in einer Fernsehserie.

Meine Bekannten hatten vom geplanten Beginn dieser Fernsehserie gelesen, sich aber nie sonderlich Gedanken darüber gemacht, wie sie in der Praxis funktionieren sollte. Noch ehe sie nun aber Depressivität vorschätzen konnten, erklärte ihnen der flotte Medienvertreter, daß die Produktionskosten ohne Schwierigkeiten hereinkämen - und was spräche mehr für diese Unternehmung. Es muß leichtfertige Unachtsamkeit seitens meiner Bekannten gewesen sein: jedenfalls saß man beisammen im Wohnzimmer und der unnachgiebig lächelnde Herr führte weiter aus, daß das Faszinierendste an dieser Serie wohl sei, daß es sich um ungeschnittene Live-Übertragungen handle. Das Fernsehen sei dabei, den Kampf gegen die Langeweile zu gewinnen, denn nichts sei heutzutage so interessant, als anderen Menschen beim Sterben zuzusehen. Dem einzigen schwachen Einwand meines Bekannten, daß es dies doch bei Spielfilmen oft genug gebe, entgegnete der für solche Situationen und Fangfragen natürlich bestens geschulte Herr vom Fernsehen mit bereits erkennbarer Routine: die Angelegenheit werde nun quasi postnaturalistisch angepackt. Die Realität übertreffe sozusagen die abstrakte Wahrheit. Industrie, Medienvertreter und Kunstkritiker seien sich einig: die Sterbereportage in Serie sei nun endlich das Gesamtkunstwerk schlechthin, um das man seit Jahrhunderten gerungen habe. Hier würden alle Ansprüche ideeller wie pragmatischer Art erfüllt. Auch Politik und Kirche seien aufgeschlossen.

Ich kenne ja meine Bekannten und war nicht überrascht, daß es am selbigen Abend noch zu einem Vertragsabschluß kam. Man vereinbarte einen heißen Draht, damit zur wahrscheinlich entscheidenden Zeit ein Kamerteam am Ort des letzten Geschehens sein könne.

Nun zog sich die Krankheit der älteren Verwandten meiner Bekannten um einiges hin, so daß wir alle Zeit hatten, uns zunächst quasi theoretisch und als eigentlich Unbeteiligte in die mittlerweile gestartete Serie einzugewöhnen. Ich muß nämlich endgültig zugeben, daß ich dieses Land mit seiner letztmöglichen telekommunikativen Pioniertat nicht nur kenne, sondern in ihm lebe. Und ich vermute, wir alle leben schon dort. Immerhin hatte ich ein makabres Interesse entwickelt und besuchte meine Bekannten nun öfter, wir verfolgten auch gemeinsam die Serie. Die Okkupation der besten Sendezeit war offensichtlich überhaupt kein Problem gewesen. Nachdem Staat und Wirtschaft ohnehin am Sterben schon verdient hatten, war es nur logisch und konsequent, hieraus strategisch eine allumfassende Wachstumsbranche zu entwickeln.

Ein gewiefter Moderator führte durch die Sendung, in der es weder an Unterhaltung noch an

Gewinnchancen mangelte. Information, Show und Werbung waren eine unauflösbare Symbiose eingegangen. Pietät, Gruseffekte und sogar Erotik rundeten das Konzept dieser konkurrenzlosen Familienserie ab. Bei Live-Schaltungen zu Requiem und Obduktion ergaben sich sehr spezifisch-voyeuristische Momente. Das ganz Besondere aber war die Dramaturgie des open-end: die berechenbare Eskalation zum wievielfachen sudden-death, Die Kameras standen ja in mindestens zehn Sterbezimmern, weder die Experten noch die Sterbenden selbst wußten ja zuverlässig, wann es zum entscheidenden Moment des Exitus kommen würde, der möglichst live - und nur im Ausnahmefall als Aufzeichnung (was vertragsgemäß finanzielle Regressansprüche der Angehörigen zur Folge haben mußte) - übermittelt werden sollte. Der spezielle Nervenkitzel des zeitgleichen Miterlebens läßt sich eben durch nichts ersetzen.

Es war eigentlich fast zufällig, daß ich nun bei meinen Bekannten saß, als die ältere Angehörige mit neun anderen über das Land verteilt auf Sendung genommen wurde. Wir saßen beieinander, eher betreten als etwa trauernd - und die Frau meines Bekannten stellte sogar ein Schälchen mit gesalzenen Erdnüssen zu der Flasche Wein, die mein Bekannter wenige Minuten vorher geholt hatte. Dann kauerten wir allerdings erst verkrampft vor dem Bildschirm und waren uns unserer Regungen eigentlich nie sicher.

"Vielleicht hätten wir doch hinfahren sollen, um ihr beizustehn. Was wird sie von uns denken."

"Nein, nicht doch. Als wir das letzte Mal bei ihr waren, hat sie uns doch gar nicht mehr richtig wahrgenommen. Wahrscheinlich würden wir den Ärzten und Kameralenten nur im Weg stehen."

Nach diesem Austausch von Besorgnis und Beschwichtigung bei meinen Bekannten saßen diese fast apathisch auf ihrer Couch, und ich stellte mir die Erdnüsse aufs Knie. Die Sendung lief professionell ab. In gewissen Zeitabständen begegneten sich Diskussionsrunden unterschiedlicher Zusammensetzung. Kirchen- und Versicherungsvertreter, Parapsychologen, organisierte Organspender, diverse Vorstands- oder Gewerkschafts-Mitglieder einschlägiger Verbände wie etwa die GHE (Gesellschaft für Humanen Exitus) oder die KFZ (Krankenhäuser- und Friedhöfe-Zentralgewerkschaft). Es gelang übrigens dem Sender auch manchmal, einen Wiederbelebten zu präsentieren. Dann mußte aber möglichst auch ein Nihilist in der Runde mitdiskutieren - aus allgemein bekannten Proportionen.

Da wir mittlerweile bei der zweiten Flasche Wein waren, kam es uns schon selbstverständlich vor, daß alle paar Minuten mitten in die letzten Krämpfe der Sterbenden Werbespots eingeblendet wurden: Blumenläden, Grabsteinkonzerne, Kerzenhersteller, die Trauerbekleidungsbranche, Sargschreiner, Versicherungen, Gesangsvereine und Blaskapellen, die Gastronomie, Notariate und die Regenschirmhersteller drängten sich in die Sendeminuten-Plazierungen und boten den Hinterbliebenen unverhohlen für die nächste Gelegenheit ihre Dienste an. In der dritten Runde des Abends diskutierten Vertreter der Alternativszene: einer protestierte gegen das Verstreuen der Asche eines Feuerbestatteten über einem Feuchtbiotop, ein anderer forderte den biologisch abbaubaren Sarg. Sehr energisch äußerte eine Feministin ihre Befürchtung zum Voyeurismus männlicher Leichenwäscher. Mein Bekannter holte die dritte Flasche Wein, während seine Frau doch etwas zwischen Entrüstung und Ergriffenheit schwankte. Ich erinnere mich nur noch, daß in einer Konferenzschaltung ein Kirchenvertreter gegen das forcierte product-placement auf Intensivstationen angehen wollte. Und es gab eine Anzahl Anrufe betroffener Familien, damit "ihr Sterbender auf Sendung" bleibe. Daß die ältere Verwandte meiner Bekannten die Sendung "überlebt" hatte, erfuhr ich erst anderntags, als mich mein Bekannter anrief und mich beauftragte, die Kostenfrage zu klären. Ich bin nämlich dummerweise Rechtsanwalt - und diese nicht korrekt abgelaufene Sterbereportage konnte zu einem Prozeß führen. Immerhin waren die Zuschauer getuschelt worden. Es war klar, daß unser Prozeß nicht der einzige blieb.

Und während sich die Revisionen jagten, postierte das Fernsehen weiterhin seine Kameras in verschiedenen Hospitälern, ließ Gräfte oder Fläche der Sterbenden an die Verwandtschaft über den Äther gehen und blendete nach dem letzten Aufblumen eine Kontonummer für Kranzspenden ein. Besonders beliebt war die Auslosung eines Sterbenden pro Sendung, dem ein prominenter Politiker oder Popstar die letzten irdischen Gräfte mit auf den Weg gab. Während ich in der dritten Revision um das Recht meines Mandanten (der er nun fast mehr ist als mein Bekannter) kämpfte - und auch schon die wiedergenesene ältere Verwandte verschiedentlich als Zeugin vernommen habe - wünschte ich mir nichts sehnlicher, als daß mein Tod demaleinst per Satellit der ganzen Welt live

Äbermittelt werden möglich. Dann hätten nicht nur meine Mandanten bzw. Leser etwas davon.

Das Indianermädchen

DAS INDIANER-MÄDCHEN

"Gottlob haben sie nicht verstanden, wo das
Spektakel aufhörte und die Katastrophe begann."
(Thomas Mann, Mario und der Zauberer)

Ich weiß nicht, ob wir überhaupt hätten hinfahren sollen. Die Stimmung war von Anfang an unkontrollierbar. Die Familie verhielt sich kilometergemäß ungeduldig. Wie man die Perioden von Durst, Hunger und Langeweile bei Frau und Kindern als Ehemann und Vater einordnet und sozusagen verwaltet, das gehört zu den höheren Anforderungen des gutbürgerlichen Daseins. Eine Autobahnfahrt über zweihundert Kilometer wäre nicht das Schlimmste, solange Landschaft außen und Schlaflosigkeit innen in etwa regulieren, was bei familiären Beifahrern an Unduldsamkeit hochkommen könnte.

Hätte ich aber jemals geahnt, welche Kompliziertheit unseren familiären Samstagsausflug beenden würde, ich hätte mich schleunigst rechtzeitig geweigert. Wir hatten uns eigentlich und quasi gut vorbereitet. Die Fahrtroute war eindeutig. Das Auto war vollgetankt. Die Kinder waren eingestimmt auf einen Freizeitpark. Meine Frau und ich hatten uns elterlich vorprogrammiert. Sogar das Wetter wollte göttlich sein. Und der Autobahnverkehr war nicht hinderlich. Also kamen wir gerade flott an und bezahlten unseren Eintritt.

Nun wollten wir uns also in all die Erlebnismöglichkeiten ergeben. Schließlich gilt für Eltern auch der karitative Aspekt den eigenen Kindern gegenüber. An Wochenenden findet häufig eine Sympathiewerbung seitens der Eltern gegenüber ihren Kindern statt. So tolerant wie an Wochenenden sind Eltern sonst nie. Vielleicht noch an Geburtstagen oder an Weihnachten. Im familiären Zusammenleben geht es ja eigentlich nur stetig darum, was man sich alles zumuten kann. Nun staunten wir über die vielfältigen Erheiterungsmöglichkeiten. Man kann es nur als Erwachsener begreifen! Alles muß bestens organisiert sein, um spontan erlebt werden zu können. Es kam also zur Abfolge dessen, was bezahlt und noch eher vermutet, erwartet und nicht gewünscht wurde. Da ist eben ein Erlebnispark für unsere Nachgeborenen ebensoviel wert wie die ganze elterliche Authentizität aus den sechziger und siebziger Jahren. Auf Dauer lassen sich unsere Kinder freilich nicht mit Erlebnissen abpeisen, die mit Eintrittsgeld abgegolten werden. Und selbst wenn es mit den eigenen Kindern funktionieren sollte, hat man das Problem, die Unzufriedenheit der anderen von den eigenen Kindern abzuhalten.

So hatten wir uns also gewollt amüsiert durch dieses nachempfundene Westerngelände bewegt und uns zwischendurch auch am Imbissstand gestärkt. Im Laufe des Nachmittags merkten wir Eltern, daß wir älter waren als unsere Kinder, ohne aber recht zu wissen, woran wir dies eigentlich feststellten. Aber auch der Reiz unterschiedlicher Spielangebote wirkt auf Kinder differenziert. Nun war jedenfalls für den Nachmittag eine Vorführung mit fliegenden Indianern angekündigt. Zahlreiche Familien und vergleichbare Sonntagstouristen hatten sich längst rechtzeitig auf einem geräumigen Platz um einen sechsundzwanzig Meter hohen Baumstamm versammelt.

Der Chef der Indianertruppe erklärte, daß es sich bei der Vorführung keineswegs um eine Show handle, sondern um das Sonnen-Ritual der Totonaken-Indianer. Die Leute mußten sich die sentimental Erklärungen über die rituelle Bedeutung des Kommenden anhören, obwohl sie für ihr Eintrittsgeld lediglich, aber auch mindestens einen Nervenkitzel erwarteten. Endlich stiegen fünf Indianer mit ihrer spezifischen Geschicklichkeit den Stamm hinauf. Der Chef der Truppe versprach, daß gleich einer auf der oberen kleinen Fläche des Stammes tanzen werde. Tatsächlich stellte sich einer dieser Indianer auf die minimale Plattform, welche die Schnittfläche eines Stammes am schlanken oberen Ende bildet. Er stand dann ruhig mit verschränkten Armen da oben, während sich die vier übrigen, in einer behelfsmäßigen Halterung hängend, jeweils ein Seil um ihr rechtes Bein befestigten.

Dieser fünfte Indianer stand nun aber nur da und blickte in irgendeine Ferne, vielleicht zum gegenüberliegenden Parkplatz außerhalb des Geländes oder bis zur nahen Autobahn - womöglich bis in

seine Heimat in Mexiko. Bei diesen Indianern, habe ich mir sagen lassen, spielen die geographischen Entfernungen ohnehin keine entscheidende Rolle - sie sehen mit einem inneren Auge. Der uns da oben seinen Körper aufgerichtet hatte, saß vielleicht in Wahrheit zuhause in seinem Dorf und verkaufte geduldig einen Maiskolben. Einem Indianer ist wohl in dieser Hinsicht allerhand zuzutrauen. Wie anders hätte er sich wohl dort oben so unbeweglich behaupten können, wenn ihn nicht sein Geist auf eine für uns Europäer unerklärliche Weise ausbalanciert hätte.

So sehr hatte ich mich in diesen Indianer hineinvertieft, daß ich fast nicht erschrak, als ich unvermittelt das Gefühl hatte, ich selbst stünde dort droben, weit weg von allen Autobahnen, Elternpflichten und Eintrittsgeldern. Die Sonne schien konsequent. Kein Geräusch war zu hören. Da plötzlich quengelte wie ein Stich mit infantiler Brutalität ein kleines Mädchen dazwischen: "Mami, der tanzt doch gar nicht!" Nur Kinder trauen sich, Beschwerden mit solch unangemessener und rücksichtsloser Direktheit vorzubringen.

Während dieser Indianer in sechszwanzig Metern Höhe wahrscheinlich schon allein damit sein Leben riskierte, daß er ungesichert auf dieser erhöhten Plattform stand - ich behaupte, keiner von uns Umstehenden hätte dies gewagt - plärrte da ein kleines, offensichtlich total verzogenes Mädchen in diesen heiligen Akt der Konzentration. Ich war innerlich so aufgewühlt, daß meine Blicke dieses Mädchen nur sukzessive zu erfassen vermochten. Zuerst registrierte ich nur ein feistschmollendes Grinsen, dann sah ich die rechte Hand mit einer halbervollen Eiste, die linke Hand mit einer Limonadendose berühmtester Marke - und vor dem Mädchen stand vornübergebeugt die Mutter mit einer hingestreckten Styroporschale mit überquellenden Pommes Frites. Bei all meinem Ärger über diese Störung dachte ich mir doch mit einem Male, daß sich das Mädchen dermaßen bedrängt vorkommen mußte, daß es seinen elementaren Zorn - oder war es Schmerz? - hinauszuschreien nicht an sich halten konnte.

Irgendwie hatte ich in diesem Moment die Lust an der Vorführung verloren. Hätte ich vorhin noch eine Neigung verspürt, diesem Mädchen eine Ohrfeige zu verpassen, fiel mir jetzt komischerweise auf, daß es eigentlich ein halbabsches kleines Ding war. Die Mutter kümmerte sich nicht weiter um die Umpferung, sondern einfach selbst von den Pommes Frites, indem sie sich von dem Mädchen wegdrehte. Während ich mich umschaute, mußte ich den Eindruck gewinnen, ich hätte die Beschwerde des Mädchens als einziger gehört.

Wie durch einen unergründlichen Bann drehte sich mein Kopf unversehens nach oben. Da sah ich, wie der auf dem Stammende stehende Indianer direkt zu dem Mädchen blickte. Ich war wie starr, nein, ich zuckte nur noch meinen Kopf eine imaginäre Linie zwischen dem Indianer und dem Mädchen hin und her, langsam aber ruckartig.

Auch das Mädchen hatte mittlerweile die Ordnung aufgenommen. Ja, wenn es so etwas gab: die visuelle Witterung. Und dann, nach wie vielen Malen Hin und Her weiß ich nicht, führte mich der Blick dieses Indianers auf das Mädchen, so daß ich jetzt erst sah, wie es die Arme weit von sich gestreckt hatte, das Eis und die Limonadendose seinen Händen entglitten waren und - es saß in einem Rollstuhl! Mir wurde fast dunkel vor Wut und Ratlosigkeit. Und dieses arme Geschöpf hatte ich ohrfeigen wollen! Natürlich sollte jemand für es tanzen! Und wenn es dieser Indianer nicht tun wollte, würde ich es eben tun! Und es war mir, als begänne ich mich zu bewegen, langsame Schritte von mir fort, zu mir hin . . .

Ein kreischender Aufschrei, ein dumpfer Aufprall, der Indianer lag verrenkt auf dem staubigen Boden. Während ein entsetztes Raunen wellenartig durch das Publikum toste, erhob sich das Mädchen wie selbstverständlich, ging zu dem Indianer, streichelte ihn und lächelte ihn an: "Aber du hättest doch noch für mich tanzen sollen."

Mich selbst ergriff eine makabre Panik, ich riß meine Familienmitglieder an mich - und während wir auf den Ausgang zustürzten, sah ich noch mit einem letzten Blick nach hinten, wie sich die vier anderen Indianer kopfüber an ihren Seilen hängend unverstündlich langsam um den Stamm drehten, insgesamt sechszwanzig mal, bis sich die Seile aufgewickelt hatten und die Indianer dem Ritual gemäß wieder auf dem Boden angekommen waren.

Morgens im Café

MORGENS IM CAFÉ

"Ich fühlte, daß seine tollen und doch eindrucksvollen
Einbildungen langsam, aber merklich eine furchtbare
Macht über mich selbst gewannen. "
(Poe, Der Untergang des Hauses Usher)

Was war denn schon passiert. Ich versuchte wirklich hartnäckig, mich zu erinnern, während ich an meinem Schreibtisch daran war, mein letztes Manuskript zu überarbeiten. Mein Verleger wollte mehr action, mehr Unwahrscheinlichkeit. Das hätte er einmal einem Autoren sagen sollen, der nicht auf ihn angewiesen war. Nun hatte ich mir extra eine teure Schreibmaschine gekauft, mit Leuchtschband und Diodenanzeige. Ich wollte mich wieder für die Bestsellerliste qualifizieren. Vielleicht konnte ich den Verleger diesmal zufriedenstellen, ohne mir etwas ausdenken zu müssen. Was hatten wir doch in der Journalistenausbildung gelernt: die besten Geschichten schreibt das Leben selbst. Das Leben. Wozu hatte dieses Leben überhaupt Geschichten nötig?

Aber was war denn nun wirklich passiert? Am Morgen war ich - wie es sich für einen bohémebewußten, ledigen Schriftsteller gehört - in mein Café gegangen. (Ich nenne es "mein" Café, weil ich sonst keines kenne. Der Kaffee ist leidlich, die Eier sind nie zu hart, die Marmelade gibt es noch in Schälchen, die Bedienung ist unaufdringlich halbabsch und wahrscheinlich verlobt. Ob dieses Café einmal meinen Namen tragen wird? Oder die Straße?) In einem Eck hatte ich so eine Art Stamplatz. Da lag dann schon die Tageszeitung, das Gedeck stand da mit umgedrehter Tasse.

"Guten Morgen, Herr Neubarth, so wie immer?"

Ich brauchte nur zu nicken. Es ist ein ungeheuerliches Gefühl, wenn man irgendwo hinkommt und wird nur noch gefragt: so wie immer? Dort hat man eine Position. Ich überflog schon die Schlagzeilen des Lokalblatts: Abstufungsverhandlungen, Busunglück, Kündigung der Sozialleistungen, sensationelle Ausgrabungen, Rückrundenstart der Liga. Dann widmete ich mich meinem Frühstück und machte mir erste heimliche Gedanken darüber, wie ich den Gegenspieler des Helden möglichst spektakulär und doch nicht abgedroschen in meinem nächsten Kapitel einführen konnte. Ich schrieb gerade an einer Art SF-Story, in der ein Wissenschaftler einer neuen Methode von Gen-Manipulation auf der Spur war. Nun mußte er natürlich für seine Experimente Versuchspersonen finden. Und in jeder ordentlichen Geschichte mußte ein Konflikt aufgebaut werden. Also mußte ein Gegenspieler her. Ein eifersüchtiger Wissenschaftler, ein Politiker, ein Industrieboß, ein Gangster - oder eine Blondine? Was durfte ich meinen Lesern diesmal zumuten? (Wer war leichter zufriedenzustellen: die Leser, die mich bereits kannten, oder solche, die ich gerade mit diesem Buch gewinnen mußte?) Natürlich war mein Thema nicht ganz neu, aber ich wollte diese Sache eben auch einmal durchspielen.

An einem Nebentisch hatte ein Mann um die Vierzig Platz genommen. Halbblonde, etwas angelockte, dunkle Haare. Ein eher weiches Gesicht, leicht angebräunt, mit etwas hervorstehenden Backenknochen. Straßenanzug. Offensichtlich bereits frisch rasiert, (Was ich nicht immer war, zugegebenermaßen.) Seltsamerweise wirkte dieser Gast gleichzeitig dynamisch und auch depressiv. Er machte auf mich den Eindruck, als wolle er hier in diesem Café von irgend etwas ausruhen. Als habe er es auf der Straße draußen nicht mehr ausgehalten. Etwas hastig blätterte er durch einige Lesezirkel-Illustrierten. Schien sich an einem Artikel festzubeißen.

Ich gestehe, es ist eine Manie von mir, Leute möglichst unauffällig zu beobachten. Stets hatte ich die Vorstellung, daß ich manche Personen in meinen Geschichten gebrauchen konnte. Jetzt erappte ich mich bereits dabei, diesen Mann am Nachbartisch in mein neues Buch einzubauen. Konnte er nicht dieser Wissenschaftler sein? Und wie mußte zu diesem Typus der Gegenspieler aussehen? Brauchte er überhaupt einen?

Mittlerweilen hatte die Bedienung mein Frühstücksgeschirr abgeräumt und dem anderen einen Kaffee und einen Cognac hingestellt. Wie unter einem unaufdringlichen Zwang bestellte ich ebenso einen Cognac.

Der Mann nahm erst den Kaffee, dann den Cognac mit einer gewissen, übertriebenen Präzision

zu sich, indem er allerdings Tasse und Glas zum Mund fÃ¼hrte, ohne seinen Blick wesentlich von der Illustrierte zu lÃ¶sen. Ich nahm mir vor zu warten, bis der Mann gegangen sein wÃ¼rde, und nach diesem Artikel zu suchen. Ich bin im Ã¼brigen der Ãœberzeugung, daÃ Neugier eine sehr fÃ¼rderliche Eigenschaft fÃ¼r einen Schriftsteller ist.

Mittlerweile hatte der Mann umgeblÃ¶ttert und ohne aufzublicken einen zweiten Cognac bestellt, erhalten und ausgetrunken. Er rÃ¼sperte sich jetzt hÃ¶ufiger und begann an seinem Krawattenknoten zu zerren. In immer kÃ¼rzer werdenden AbstÃ¼nden rieb er sich die HÃ¤nde an einer liegengebliebenen Serviette ab und tupfte sich die Stirn mit einem offensichtlich stark parfÃ¼mierten Taschentuch. Ob er keinen Cognac am frÃ¼hen Morgen vertrug? Allerdings wirkte er in keiner Weise angetrunken.

An den anderen Tischen hatten inzwischen ein PÃ¤rchen, eine Mutter mit zwei Kindern, zwei Ã¤ltere Damen und ein etwas angegrauter Herr Platz genommen. Die Bedienung war beschÃ¤ftigt. Normalerweise beobachtete ich sie gerne beim Servieren, indem ich wie zufÃ¤llig von der Zeitung aufblickte, wie um Ã¼ber etwas gerade Gelesenes kurz nachzusinnen. Manchmal ertappte sie mich auch dabei und schenkte mir einen Anflug von LÃ¤cheln. Keinem von uns beiden war dies peinlich.

Der besagte Mann rÃ¼ckte am Tisch. Erst jetzt merkte ich, daÃ er zwei HemdknÃ¶pfe aufgerissen hatte und ihm SchweiÃ ins Gesicht trat, wobei sich dieses verÃ¤rbte. Auch schienen ihm sein Anzug und sein Platz seltsamerweise zu eng zu werden. Mit glÃ¤nzender Iris starrte er plÃ¶tzlich auf mich, dem es erst jetzt bewuÃt wurde - daÃ ich ihn ununterbrochen fixiert hatte. Er versuchte aufzustehen. Ein undefinierbares StÃ¶hnen entrang sich seinen halbgeÃ¶ffneten Lippen. In seinem Gesicht standen Verzweiflung, wachsendes Entsetzen und - eine nicht zu Ã¼bersehende Hilflosigkeit. Er versuchte, mich anzusprechen: "Helfen . . . helfen Sie mir. Schlagen Sie mich nieder ."

Als SF-Autor mutet man sich in seiner Phantasie schon einiges zu. Daher war ich nicht allzu schnell zu beeindrucken. Allerdings muÃte ich gestehen, daÃ mir die EinschÃ¤tzung dieser realen Situation noch nicht ganz gelang.

Den Mann durchlief ein Zittern, Er war jetzt aufgestanden, Der Tisch hatte laut geruckt dabei. Der Mann griff sich an die Kehle, als ob es ihn wÃ¼rgte. Oder wÃ¼rgte er sich gar selbst? Und ehe ich mich aus einer sekundenlangen Erstarrung lÃ¶sen konnte, stÃ¼rzte der Mann zwischen den Tischen hindurch hinaus auf die StraÃe, wo er, Leute anrempelnd, meinen Blicken schnell entwand. Ehe ich zur GlastÃ¼r des CafÃ©s gelangte, schien mir keine Richtung mehr sinnvoll, eine Verfolgung aufzunehmen. Ich ging zurÃ¼ck zum Tisch dieses Mannes. Die Illustrierte lag noch aufgeschlagen: Einem gewissen Dr. David B. sei es in langwierigen Laborexperimenten gelungen, Gene so zu koppeln . . . nun wolle er in einem Selbstversuch . . . seit Tagen sei Dr. B. nicht mehr auffindbar.

Erst jetzt merkte ich, daÃ ich eine Buchbesprechung gelesen hatte. Vorgestellt wurde der neue Roman von Gernold Neubarth. Das war mein angefangenes Buch! Und der Mann am Nebentisch vorhin war meine Hauptfigur.